

Zeitschrift: Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am
Departement Architektur der ETH Zürich

Band: - (2002)

Heft: 9

Artikel: Vom Leben der Stadt : und was die Architektur dazu beitragen kann

Autor: Meyer, Jochen

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-919240>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Leben der Stadt

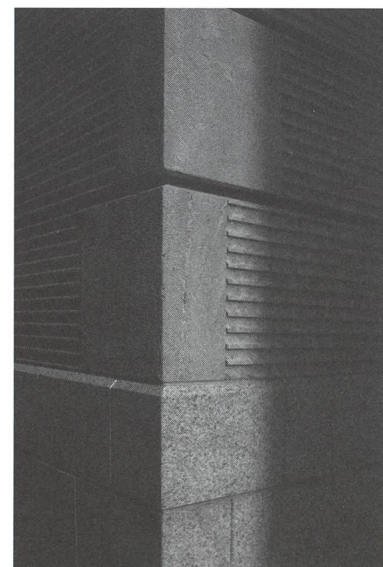
Jochen Meyer

und was die Architektur dazu beitragen kann

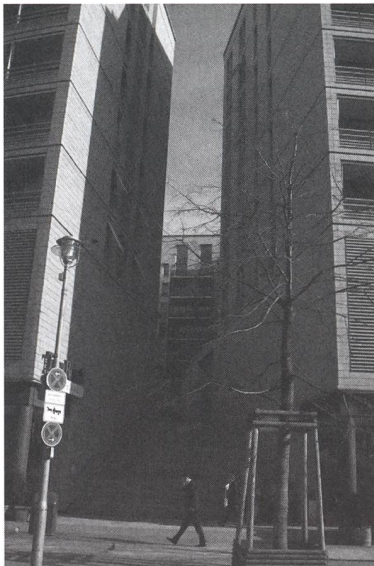
Was die Architektur der Stadt heute ist

Besucht man die in den letzten Jahren neuentstandenen Berliner Innenstadtteile, das Regierungsviertel, den Potsdamer Platz oder die Friedrichstrasse, so empfindet man stets ein diffuses Unbehagen. Soviel es dort an neuer städtischer Architektur zu sehen gibt und so unbestreitbar das Bemühen um architektonische Qualität und urbane Atmosphäre ist: es entsteht ein eigenümlich ungutes, schwer zu benennendes Gefühl; zurück bleibt eine irgendwie unbefriedigende Leere. Trotz aller Bemühungen, an die architektonischen Traditionen Berlins anzuknüpfen und die Strukturen der historischen Stadt weiterzuentwickeln, entsteht kein positives Gefühl von Vertrautheit; es fehlt das, was sich in den leidlich intakten Bereichen der historischen Stadtteile wie z. B. in Mitte, Kreuzberg oder Friedrichshain sofort einstellt: der Eindruck, sich an diesen Orten wohlfühlen zu können.

Die Strassen der neuen Stadtquartiere sind durchaus nicht unbelebt, und es fehlt auch nicht an Menschen. Doch die Bauten wirken eigenümlich flach und leblos, die neugeschaffenen Räume strahlen keine Atmosphäre aus, es fehlt der Reiz zu verweilen und irgendetwas zu geniessen. Zwar ziehen manche Bauten den Blick durch spektakuläre Höhe, konstruktive Kühnheit oder gewagte Materialeffekte auf sich, doch mehr als kurzfristige Aufmerksamkeit erreichen sie damit nicht. Auf Dauer wirken sie weder spektakulär noch besonders, sondern einfach nur banal. Im besten Fall ist man *beeindruckt*, aber nicht *berührt*. Man spürt, dass hier mit Gewalt und unter Einsatz enormer Mittel, etwas ganz besonderes geboten werden soll, und gerade das wirkt zwanghaft und verkrampft. An anderer Stelle sieht man, dass sich die Erbauer mit allem Einsatz um die architektonische Tradition bemüht haben, und man kann die angestrenzte Auseinandersetzung mit den historischen Vorbildern deutlich erkennen. Doch im Ergebnis sind diese Bauten fast ausnahmslos plump, ja laut und ordinär, es fehlt ihnen die Feinheit, welche die als Vorbild dienende Berliner Geschäftshausarchitektur der Jahrhundertwende in ihren guten Beispielen aufweist, und es fehlt ihnen ebenso die Eleganz, welche etwa die ebenfalls unter massivem kapitalistischen Druck entstandene amerikanische Wolkenkratzerarchitektur bis zum Art Deco auszeichnet. Den Berliner Neubauten fehlt es an Feinheit der Gesamtproportionen, der Umrisslinien, der Fassadengliederungen und der Details – und zwar gerade da, wo historische Motive wie etwa Gesimse und Profile eingesetzt werden. Wie angeklebt wirkende Gesimsbänder oder maschinell aus dem Stein gefräste Baluster strahlen Kälte aus und unterstreichen den unechten Charakter des Technoiden; den angestrebten Eindruck der Lebendigkeit erzeugen sie nicht.



Sauber gefügt und gefräst. Versuch, einer Ecke Leben einzuhauchen. Berlin - Mitte, Friedrichstrasse. Eckdetail an einem Geschäftshaus



Beengende Verhältnisse. Berlin, Potsdamer Platz.
Restraum zwischen zwei Grossbauten

Alles strahlt Künstlichkeit und den ungeheuren Verwertungsdruck der Investoren aus, man spürt förmlich, dass hier bis zum letzten Kubikmeter Raum ausgenutzt werden muss – renditeträchtiger Innenraum wohlgerneht. Und man spürt auch, dass der architektonische Aufwand nicht der städtebaulichen Eingliederung oder dem ästhetischem Wohlgefallen der Bürger geschuldet ist, sondern dass er die Immobilie noch rentabler machen soll. Man spürt, dass es schnell gehen musste, doch leider kann sich das beabsichtigte Gefühl der Grosszügigkeit so nicht einstellen. Man spürt, dass der Mensch – egal ob als permanenter Bewohner, temporärer Nutzer oder vorbeiflanierender Architekturtourist – hier von vornherein nur als Konsument interessiert. All die Bezüge zur vielbeschworenen Tradition der europäischen Stadt, all die Bemühungen um architektonische Qualität, all die dazwischengestreuten Freiflächen und all die implantierte Natur können nicht darüber hinwegtäuschen.

Wie aber soll man sich in einer solchen Umgebung wohlfühlen? Sich mit einer solchen Stadt und ihrem architektonischen Erscheinungsbild identifizieren? Schliesslich teilt sich hier ein beleidigend eindimensionales Menschenbild mit, das jeden halbwegs sensiblen Stadtbewohner ebenso empören muss wie jeden aufrechten Demokraten. Ob am Potsdamer Platz oder in der Friedrichstrasse: die meisten dieser Bauten wollen gar keine ernstzunehmende Architektur mehr sein, sie sind mit architektonischem Dekor verbrämte Container für die wirtschaftlichen Zwecke der Investoren, nicht aber vielfältig nutzbarer Lebensraum für städtische Bürger. Auch die reichlich vorhandene Infrastruktur ändert daran nichts. Egal ob Geschäfte, Einkäufe, Restaurant- oder Kinobesuch: es gibt nur einen eigentlichen Aufenthaltszweck – den Konsum. Unausgesprochen, aber eben doch deutlich fühlbar herrscht Konsumzwang statt Wahlfreiheit. Es herrscht der Terror der Ökonomie, nicht der Freiraum für absichtslos umherstreifende Passanten, die einfach nur schauen und geniessen wollen. Kein Mensch würde auf die Idee kommen, freiwillig an den Potsdamer Platz zu fahren, um sich dort genüsslich auf eine Bank oder in ein Strassencafé zu setzen und nichts anderes zu tun, als den Ort auf sich wirken zu lassen. Dies tut man lieber auf den Strassen und Plätzen der historischen Stadt, in denen dieser Freiraum und echtes urbanes Leben zu finden ist. Dieses Loslassen-Können; das, was die Räume der historischen Stadt so grosszügig ermöglichen; dieses Unter-Leuten-und-trotzdem-bei-sich-Sein – das ist es, was in den Berliner Neubauarealen nicht möglich ist. So wird die heutige Stadtarchitektur zum Abbild eines Teils der Gesellschaft, der sich primär als ökonomisches Gebilde begreift, nicht aber mehr als ein reichhaltiges, von vielerlei menschlichen Lebensinteressen bestimmtes Gebilde aus politischen, sozialen und kulturellen Zwecken, unter denen auch die ökonomischen einen eigenen, aber eben nicht allmächtigen Platz haben. Diese Eindimensionalität im Menschenbild, diese ungeheure Armut an wirklichem Leben ist es, welche die neuen Stadtteile in ihrer architektonischen Erscheinung ausstrahlen und welche das Gefühl des Unbehagen verursacht.

Was die Architektur der Stadt in der Geschichte war

Mit dem, was halbwegs intakte historisch gewachsene Städte ihren ehemaligen wie heutigen Einwohnern zur Verfügung stellen, hat all das nichts zu tun. Es bedarf keiner langatmigen Analysen um zu erkennen, dass die historischen Stadtzentren ein Vielfaches mehr an Ausstrahlung und urbanem Flair besitzen, als die Berliner Neubauareale. Warum begeistern wir uns für die Stadtzentren von Barcelona, Paris, Rom oder Budapest? Weil hier eine unverwechselbare Architektur mit der Kultur und dem Lebensgefühl der Einwohner zu einem einzigartigen Phänomen verschmolzen ist und eine unverwechselbare Identität erzeugt, die sich in unserem Bewusstsein unauslöschlich mit dem Namen dieser Städte verbindet. Die Geschichte zeigt, dass Stadt immer mehr war als nur kommerzielle Verwertungsfläche, dass kulturelle, soziale und kollektive Bedürfnisse ebenfalls ein zentrales und oftmals vorrangiges Anliegen



Stadt ohne Leben. Berlin, Potsdamer Platz.
Eingang zur Sony-Plaza, Erdgeschosszone

waren. Auch diese Städte resultieren aus materiellen Zwängen, doch daneben gewähren sie Raum für anderes, und in diesem Freiraum entsteht das, was lebendig erscheint und Stadt als Lebensraum ausmacht. Eben das ist das besondere an den historisch gewachsenen Städten: dass sie immer noch existieren – und zwar nicht als Konserven, sondern als nach wie vor lebensfähige Gebilde; dass sie trotz aller geschichtlichen Brüche, aller sozialen Verwerfungen und aller infrastrukturellen Nachteile immer neuen Generationen neues Leben und neue Erfahrungen ermöglichen und ihnen mehr oder weniger umsonst das Gefühl kultureller Kontinuität und Identität schenken. Dieses Überleben und Weiterleben der historischen Städte lässt die Stadt selbst als etwas Lebendes erscheinen; als ein Gebilde, das sein eigenes Leben in Raum und Zeit hat oder, um es etwas nüchterner zu formulieren: die Stadt erscheint selbst als etwas Dynamisches; als etwas, das ein eigenes Dasein besitzt. Und die Architektur war das, was der Stadt in der Geschichte ihre unverwechselbare Physiognomie verliehen hat, ganz so, als ob es sich um eine eigenständige Persönlichkeit handle; und die Architektur war das, was die Stadt als Lebensraum materiell und physisch konstituiert und sie ästhetisch erlebbar und geniessbar gemacht hat. Dabei war die Architektur der Stadt nicht eine beliebig auswechselbare Kulisse, sondern auf vielfältigste Weise mit dem Leben der Menschen verknüpft: sie war von der Lebensweise ihrer Einwohner nicht zu trennen und damit selbst Teil einer bestimmten Lebensform. Historische Städte sind geheimnisvoll und unergründbar wie das Leben selbst; und es ist wiederum die Architektur dieser Städte, die Erstaunen, Bewunderung, ja Begeisterung in uns hervorruft und deren eigentümlicher Reiz uns immer wieder aufs Neue anzieht. Diese Städte konfrontieren uns mit dem rätselhaften Phänomen, dass es schon lange vor uns lebenden Generationen möglich war, das menschliche Leben durch Architektur nachhaltig zu bereichern und durch aussergewöhnliche Raumschöpfungen zu verschönern. Noch heute fühlen wir uns darin wohl, und auch diese Erfahrung trägt zum Eindruck des Lebendigen bei.

Was die Architektur der Stadt zukünftig sein könnte

Der hier diagnostizierte Mangel an Authentizität und Lebendigkeit in der gegenwärtigen Architektur der Stadt hat unter anderem damit zu tun, dass Stadt heute überwiegend als technisches Plangebilde begriffen wird. Man tut so, als ob man dieses Gebilde vollständig beherrschen könnte, doch das ist eine Wahnvorstellung. Denn zum Wesen der Stadt gehört es, ein Eigenleben zu haben, das sich der Kontrolle durch Demographen, Planer, Politiker, Ökonomen usw. entzieht. Allein die Architekten haben vielleicht die Chance, etwas von diesem Eigenleben transparent zu machen, indem sie den totalitären Eindruck des vollständig Beherrschten und bis in den letzten Winkel Durchgeplanten in ihrer Architektur überlisten. Der Mensch will bekanntlich nicht in einer sterilen Zwangswelt leben, sondern in Freiheit; und Architektur kann dazu beitragen, wenn sie lebendig ist. Um dies zu erreichen, müsste die Architektur der Stadt und insbesondere der städtische Raum jedoch als etwas Dynamisches verstanden werden, als etwas, das eine eigene Atmosphäre und eine eigene Aura hat. Also als etwas, das mit subtileren Beziehungen zum menschlichen Leben, insbesondere zur menschlichen Psyche zu tun hat. Hier ist der eigentliche Beitrag der Architektur gefragt, denn Architektur wirkt auf die menschliche Gefühlswelt, sie löst in uns entweder gute oder schlechte Gefühle aus; und selbst wenn sie uns innerlich unberührt lässt, hinterlässt das ebenfalls ein schlechtes Gefühl, weil wir uns als Menschen vernachlässigt fühlen. Diese altbekannte und im Grunde banale Tatsache, dass die Architektur auf die menschliche Gefühlswelt bezogen ist, scheint bei der heutigen Stadtentwicklung keine grosse Rolle zu spielen; sie ist kein Thema in der gegenwärtigen Architekturausbildung und auch kein Gegenstand der aktuellen Architekturdebatten. Daher resultiert auch das Gefühl, dass der Mensch als komplex organisiertes, sinnliches und denkendes Wesen, in den Neubauvierteln heutiger Grossstädte



Maschinelle Kälte, erzeugt mit natürlichen Materialien. Berlin, Potsdamer Platz. Sony-Areal, Fussbodenbelag



Ein Boden, der trägt und lebt. Berlin-Mitte, Oranienburger Strasse. Bürgersteig

mehr oder weniger vollständig übergangen wird. Soll sich hieran etwas ändern und die architektonische Qualität dieser Stadtbereiche verbessert werden, dann müssten der städtische Raum und die ihn konstituierenden Bauten stärker von ihrer sinnlichen Beziehung zu den Stadtbewohnern her betrachtet und entworfen werden. Neubauten dürften nicht ausschliesslich als Immobilien oder als statische Werke der Ingenieurwissenschaft betrachtet werden, sondern als dynamische, komplex wirkende Wesen, welche das Lebensgefühl der sie bevölkernden Menschen nachhaltig beeinflussen.

Im positiven Sinne lebendig ist, was uns berührt, uns angenehme Gefühle bereitet, unsere Gedankentätigkeit anregt und uns auf nicht vorhersehbare Weise nachhaltig bereichert. Wenn Architektur lebendig erscheint und uns auf irgendeine Weise positiv berühren soll, dann muss sie auf unsere Gefühlswelt bezogen sein. Es müsste also gefragt werden, welche Forderungen sich aus der menschlichen Gefühlswelt an die Architektur der Stadt ergeben. So unterschiedlich die Ansprüche und Wünsche ihrer Bewohner an eine Stadt heutzutage sind: ich gehe davon aus, dass es analog zu den anthropologischen Konstanten im menschlichen Wesen auch so etwas wie übergreifende, individuelle und überindividuelle psychische Grundbedürfnisse gibt. Ich denke, dass wir Menschen uns von der Architektur, in der wir leben – und dazu gehört auch die Architektur der Stadt – im Grunde alle mehr oder weniger das Gleiche wünschen: neben dem unverzichtbaren Dach über dem Kopf wollen wir uns wohlfühlen, uns aufgewertet fühlen und ein intensiveres Lebensgefühl geniessen. Architektur soll uns ein positives Gefühl für uns selbst geben und uns damit auf existentielle Weise in unserem Dasein bestätigen. Und am besten fühlt sich dies an, wenn wir es nicht allein zuhause auf unserer kleinen Parzelle im Grünen erleben, sondern in Gemeinschaft im sozialen Raum der Stadt. Seit der Antike äussert sich diese am meisten gesteigerte Form des all-gemeinmenschlichen Bedürfnisses nach Selbst-Repräsentation in Gestalt von Weihe- und Gedenkveranstaltungen, Prozessionen, Karnevalsumzügen, städtischen Festen und sonstigen Spektakeln, und auch die heutigen Stadtteil- und Strassenfeste sind aus derartigen kollektiven Bedürfnissen resultierende Resterscheinungen. Auch wenn dies kaum noch ausgesprochen wird: stets ist damit der ideelle Anspruch verbunden, die Architektur der Stadt möge als festliches Gehäuse für ein Leben in Würde und Schönheit dienen. Damit ist natürlich nicht die vermeintlich heile Welt musealisierter Fussgängerzonen im historischen Zentrum so mancher Altstadt gemeint, der ebenfalls jegliches lebendige Flair ausgetrieben wurde. Nein, gut fühlt man sich auch im städtischen Ambiente nur dort, wo man etwas geschenkt bekommt: z. B. Authentizität und Grosszügigkeit, Freiheit von Alltagszwängen, die Möglichkeit zum Verweilen und Geniessen, das Gefühl von Überschuss und Energie, das Erlebnis des Unerwarteten oder das Gefühl des Überraschenden. Stadtar-chitektur muss *verschenken*, nicht *verzehren*: die heutige Grossstadtarchitektur aber verzehrt Raum und die materiellen Ressourcen der Natur, ohne ein echtes Gefühl von Grosszügigkeit zurückzuschicken. Echte Grosszügigkeit dagegen verspürt man in den Platz- und Strassenräumen historischer Stadtzentren. Hier spürt man die überraschende Weiträumigkeit, hier darf man sich zeigen, kann den Raum geniessen und innerlich durchatmen. Hier bekommt man das geschenkt, was in der Enge kompakt bebauter Stadtquartiere am kostbarsten ist: Freiraum als wohltuenden Kontrast und konkret nutzbaren Spielraum für das menschliche Leben. Und auch die Architektur verschenkt Grosszügigkeit, indem sie sich mit ihren Fassaden dem öffentlichen Raum zuwendet und damit das Lebensgefühl der Einwohner nobilitiert, während es hinter den Kulissen meist etwas bescheidener zugeht. Was die Anhänger des modernen Städtebaues im 20. Jahrhundert als Inbegriff der Verlogenheit abgelehnt haben, erweist sich heute unter veränderten Vorzeichen als eine mit hohem Bewusstsein für die menschliche Gefühlswelt gestaltete architektonische Umwelt, die als lebendig erfahren wird und in der man sich auf eigentümliche Weise sofort zuhause fühlt.



Urbanes Leben ohne Zwang. Berlin-Mitte, Oranienburger Strasse. Bürgersteig



Grösse ohne Grosszügigkeit oder: eine Versammlung von Solitären macht noch keine Stadt. Berlin, Potsdamer Platz, Marlene-Dietrich-Platz



Strasse als Lebensraum. Grosszügig, weiträumig und trotzdem verdichtet. Berlin-Mitte, Oranienburger Strasse. Blick Richtung Osten

Grundsätzlich sind wir auf dem richtigen Weg. Mit dem entschlossenen Weiterbau der bestehenden Stadt, der Rekonstitution des historischen Stadtraumes und der Neubewertung der Fassade sind wesentliche Schritte zur Abkehr vom funktionalistischen Städtebau des 20. Jahrhunderts vollzogen. Doch was die Berücksichtigung des Menschen als ästhetisch sensiblem Wesen und die notwendige Korrespondenz der Architektur mit der menschlichen Gefühlswelt betrifft, so bedarf die heutige Stadtarchitektur nachhaltiger Verfeinerung. Dies betrifft mehr als nur das oberflächliche und modischen Trends unterworfenen, Erscheinungsbild der Architektur, vielmehr liegt hier eine der wesentlichen Gestaltungsaufgaben der Zukunft vor uns, wollen wir eine menschengerechtere und lebensgemässere Architektur entwickeln. Wo alles um einen herum leblos erscheint, da kann man sich nur schwer selbst lebendig fühlen. Wo aber die Architektur Grosszügigkeit, Feinheit, Fragilität und vielleicht sogar Verletzbarkeit ausstrahlt, wo sie etwas vom menschlichen Leben widerspiegelt und den positiven Seiten unseres Menschseins auf subtile Weise entspricht, da wird man sich auch als Mensch, in einem tieferen und umfassenderen Sinn, in seiner Stadt zuhause fühlen. Wenn diese architektonischen Qualitäten wieder erreicht würden, könnte die Stadt auch wieder werden, was sie in der Vergangenheit war: sinnvoll gestalteter Lebensraum zur Entfaltung menschlichen Daseins. Ob die Architektur dabei im Einzelfall eher historische Kontinuität oder den bewussten Kontrast suchen sollte, ist sekundär, denn beides kommt im menschlichen Leben vor und kann als ausserordentlich bereichernd erfahren werden. Vorausgesetzt, es wird einfühlbar und verträglich gemacht.

Jochen Meyer ist Kunsthistoriker, lebt in Berlin und arbeitet zur Zeit an einem Forschungsprojekt über die philosophischen Grundlagen der Architekturtheorie Karl Friedrich Schinkels.



Dresden, Gorbitz



Schwarzplanausschnitt: Die Dresdener Altstadt mit dem Gründerzeitviertel Löbtau und dem Plattenbaugelbiet Gorbitz